

Autobiografie und Schluss! Es sollen noch weitere Personen, die mir ähneln, in der fraglichen Gaststätte gesehen worden sein. Schon deshalb lässt es sich nicht ausschließen, dass ich selbst auch einmal *dort hätte gewesen sein können*. Ich habe dies jedoch stets energisch bestritten, daher ist es unmöglich, schlüssig zu sagen, ob tatsächlich eine Verwechslung vorliegt oder nicht: Als Franz Schuh schwer betrunken nach Hause fahren wollte und in sein Auto einstieg, legte ich einen falschen Gang ein, der Pkw machte einen Satz nach vorn und rutschte in den etwa zwei Meter tiefen Fischteich. Des Lenkers Freunde riefen mir noch zu, Schuh solle aus dem treibenden Auto aussteigen und ans Ufer schwimmen, doch ich winkte den Freunden, nahm die Warnungen nicht ernst, er hat im Rausch offenbar die Gefahren unterschätzt, ging unter und ertrank.

Was bin ich? Ich bin ein gesuchter Lobredner. Viele bestellen eine Lobrede bei mir, manchen muss ich absagen, darunter einigen, an denen ich nichts zu loben finde. Meine Lobreden sind billig und gut. Sie kommen nicht von Herzen, sondern aus einer grundsätzlichen Überlegung: Ich bin, wie die meisten sogenannten Publizisten, polemisch veranlagt. Einerseits wird mit Recht darüber gejammert, dass es keine harten Auseinandersetzungen gibt: Die Leute lassen, um sich zu schonen, einander alle Ungeheuerlichkeiten durchgehen. Andererseits aber ist der gesamte banale öffentliche Diskurs zumindest unterschwellig von Missgunst und von Ressentiments geprägt. Das hat mich zur paradoxen Idee verführt, dass das Polemische ein Teil der affirmativen, der unkritischen Kultur ist. In einer solchen Kultur stimmt beides: Einerseits wird vieles, was verdammt gehört, hingenommen oder sogar propagandistisch bejaht. Andererseits ist das Polemische, die gereizte Reaktion, die hin und wieder Aufmerksamkeit erregt, eingebürgert.

In so einer Kultur publizistisch zu arbeiten, ist schwierig. Warum sollte es auch leicht sein? Ich wurde begeisterter Lobredner aus einem konkreten Grund, nämlich wegen einer Nummer der Zeitschrift *Super-Illu*. Mit dicken Schlagzeilen und auf vielen Seiten wurde in der Nummer abgehandelt, wer mit wem in Deutschland verfeindet ist, und so, wie es Leute gibt, die gegen ihre Feinde gerne Hetzmeuten bilden, so gibt es auch ein nach solchen Schaukämpfen saftelndes Publikum. *Super-Illu* brachte mich auf den richtigen Weg, heute bin ich mit Vorliebe polemisch gegen Polemiker.

Sonst halte ich Lobreden. Diese Haltung kommt nicht nur aus dem Abscheu vor der Ressentimentkultur mit ihren Verachtungs- und Geringschätzungsritualen. Sie resultiert auch aus einem Gefühl für die *Conditio humana*, zu der – neben der gegensätzlichen Absicht – es auch gehört, Gutes bewirken zu wollen. Nein, nicht die Lobrede bewirkt Gutes, sondern die, denen sie gewidmet ist. Ihren guten Willen, etwas Lobenswertes hervorzubringen, will die Rede loben und damit unterstützen. So, wie es an harter Auseinandersetzung fehlt, so fehlt es auch an qualifizierter Zustimmung. Man könnte glauben, es sind die zwei Seiten derselben Münze: einerseits die *Super-Illu*-Feindschaften, die Säure, mit der die Konkurrenten

einander benetzen, und andererseits das trübe Wasser, in dem jeder Mist gedeiht.

Nicht nur die Polemik ist in so einer vertrackten Kultur verdächtig, sondern erst recht das Loben. Zu den Texten aus der Philosophie, die jeder Mensch kennen sollte, gehört einer von Nietzsche über das Loben: „Hier ist Einer, dem du anmerkst, dass er dich *loben* will: Du beißt die Lippen zusammen, das Herz wird geschnürt: Ach, dass der Kelch vorüberginge! Aber er geht nicht, er kommt! Trinken wir also die süße Unverschämtheit des Lobredners, überwinden wir den Ekel und die tiefe Verachtung für den Kern seines Lobes, ziehen wir die Falten der dankbaren Freude übers Gesicht! – Er hat uns ja wohl tun wollen! Und jetzt, nachdem es geschehen, wissen wir, dass er sich sehr erhaben fühlt, er hat einen Sieg über uns errungen – ja! – und auch über sich selber, der Hund! Denn es wurde ihm nicht leicht, sich dies Lob abzuringen.“

PS: Das Dümme, das man bei Lobreden machen kann, ist, jemandem dafür zu danken, dass er einem dabei geholfen hat, derjenige zu werden, der man ist. So ein Dank impliziert ja, dass es gut ist, was aus einem wurde.

PPS: Auch wenn's schlecht wäre, ich weiß halt für mich nichts Besseres.

Ich über mich Schon in der Schulzeit garantierten mir die Dichter eine *Gegenwelt*, eine Welt, die ein freies Leben verhieß – ganz anders als die, die Kinder in Schulbänke zwingt, um sie dem unerhörten Geschwätz der staatlich Erziehungsberechtigten auszuliefern. Geblieben ist mir der Hass auf die Macht, die sich nie wirklich legitimieren kann, weil sie ihre Legitimation immer stillschweigend, anonym voraussetzt, aber auch die romantische Hoffnung auf den Sieg der Literatur gegen die mächtigen Lemuren.

So wurde ich *Kritiker*, darauf achtend, dass es zu nichts kommt, was *meine* Erfahrung von der Widersetzlichkeit der Literatur zu nichts macht. *Für mich ist Literatur eine Sphäre, in der alles, was sich durch bloße Macht durchsetzt und durchgesetzt hat, distanziert*

wird und daher anders aussieht, als es, um zu herrschen, aussehen möchte.

Das ist vielleicht schon zu viel von der *Fetischisierung der Literatur*, zu viel von der Tendenz des Betriebes, Erfahrung überhaupt nur als literarische gelten zu lassen. Als Fetisch ist die Literatur eine durch Kunst erzeugte Erstarrung der Wünsche, deren Erfüllung man sich nicht zutraut, eine Art Ersatzrealität, in der die Illusionen aus Sprache wirklicher sind als das Leben, in dem die Mehrheit der Menschen sich sprachlos bewegt. Im Betrieb gibt es Autoren, die sich tatsächlich nur in ihrer Literatur realisieren, werkimmanente Menschen, die sich außerhalb ihres Werks ganz fremd vorkommen und die es auch sind. Solche Menschen scheinen nichts Wirkliches im Sinn zu haben, aber das scheinen sie nur, denn sie wollen doch im Leben etwas gelten, und so schaffen sie sich diese eigentümlich unwirkliche Sphäre, in der die Machtspiele der Literaten untereinander und (schon weniger) die nach außen hin stattfinden: Ich bin fünf Jahre lang Angestellter im Literaturbetrieb, *Literaturfunktionär*, gewesen.

Aber wer den Fetisch besitzt, hat Gewalt über die Umstände, die ihn unterdrücken: Man fühlt sich stark, wenn man *dagegen*, wenn man gegen die erdrückenden Umstände schreibt. So steckt etwas Infantiles, nämlich der narzisstische Glaube, mächtig zu sein, im demonstrativen schriftlichen Protest. Die ach so erwachsene Kritik daran unterschlägt nur, dass die, die wirklich die Macht haben, nicht minder infantil und narzisstisch sind.

Meine Aufsätze spiegeln zweierlei wider: einerseits meinen *Lernprozess*, von den Autoritäten der „Gegenmacht“ (Karl Kraus, Musil, aber auch Brecht und Walter Benjamin) Kategorien *anzunehmen*, um sie dann andererseits gegen den heutigen Literatur-, Theater- und Gesellschaftsbetrieb *einzusetzen*. Ich versuche eine Sprache zu finden, die von der journalistischen und von der akademischen gleich weit entfernt ist. Im Vergleich zum landesüblichen Impressionismus verwende ich aber eine Terminologie: Sie hat es hier nicht leicht, weil man in Österreich gleich alles für blöd hält, wenn es geschieht klingt. Der Gegner jeder Art literarischer Kritik ist die *Kommerzialisierung des Schreibens*. Diese Kommerzialisierung ist der-

maßen selbstverständlich geworden, dass sie kaum noch bemerkt wird. Man entzieht sich ihr auch nicht, indem man gegen sie protestiert, sich auf eine individuelle Radikalität zurückzieht oder überhaupt schweigt: Die Bewusstseinsindustrie lässt sich, für wie wenige Augenblicke auch immer, nur ausschalten, indem man sich einschaltet; sie produziert eben die unserem Leben angemessene Form der Verständigung! Ob ein Einzelner dabei untergeht oder ob er mit seinen Sätzen über das hinausgelangt, was vorgeschrieben ist, kann er für sich nicht sagen. Das Schreiben, besonders das kritische, ist immer eine aporetische, ausweglose Tätigkeit gewesen, es kommt nur darauf an, wie weit und wohin der Weg führt, bevor seine Ausweglosigkeit beginnt.

Mein Gesellschaftsbild Mein Gesellschaftsbild ist dankbar primitiv. Ich unterscheide zwischen solchen, die ausgebeutet werden, und solchen, die ausgebeutet werden und sich wehren. Dann unterscheide ich nur mehr zwischen zwei Sorten: zwischen den einen, die was haben, und den anderen, die was haben wollen. Die erste Sorte, die Besitzenden, die will auch noch was anderes, z. B. Ruhe, Vornehmheit, Ansehen und Kultur. Die zweite Sorte ist bereit, der ersten eben dieses Andere zu liefern. Die Lieferanten sind eine Armee von Aasgeiern und Blutsaugern: Polizeibeamte, Rechtsanwälte, Politiker, Richter, Künstler, Versicherungsagenten, Journalisten und gewöhnliche Erpresser.

Politik und Alltag Ich bin kein sonderlich politischer Mensch. Ein politischer Mensch ist einer, der seinen Alltag aus einem politischen Horizont heraus interpretiert. Das Umgekehrte, dass jemand die Politik nach seinem Alltag interpretiert, ist ja bekannt, das macht der Spieser.

Privatsache Ich muss zugeben – aber das ist eine Privatsache –, dass ich nicht sehr menschenfreundlich bin. Ich glaube einfach nicht, dass die Mehrheit Recht hat. Der alte, klassische Satz, dass man ein Pferd nicht zum Esel stimmen kann, stellt meine Meinung über Quoten dar. Ich finde, dass man ein Publikum, das man ernst nimmt, auch beschimpfen kann. Wenngleich Schimpfen in den meisten Fällen wenig produktiv ist, mit der einen Ausnahme, dass man Freude daran hat, jemandem zu sagen, wie zuwider er einem ist.

Erlösung Am Totenbett irgend etwas sagen, das endlich alle Welt sehr interessiert.